

April Genevieve Tucholke
Fürchte nicht das tiefe blaue Meer

APRIL GENEVIEVE TUCHOLKE

FÜRCHTE
NICHT
DAS TIEFE BLAUE
MEER

Aus dem Amerikanischen
von Anja Galić

cbt

cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Super Snowbright* liefert
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch Oktober 2013
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2013 April Genevieve Tucholke

Published by Arrangement with April Tucholke.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Between the Devil and the Deep Blue Sea« bei Dial Books, Penguin, New York.

© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe cbt Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Anja Galić

Lektorat: Katarina Ganslandt

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München,
unter Verwendung des Originalumschlags, Motiv © Kristin Smith
he · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-30884-4

Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

*I should hate you,
But I guess I love you,
You've got me in between the devil and the deep blue sea.*

Cab Calloway



Erstes Kapitel

»Man hört auf, den Teufel zu fürchten, wenn man seine Hand hält.«

Das hatte Freddie mal zu mir gesagt, als ich klein war.

Alle nannten meine Großmutter immer nur bei diesem Spitznamen, sogar meine Eltern, weil »*Freddie*« – kurz für Frederikke – nun mal ihr Name sei, wie sie stets betonte. Nicht Mom oder Grandma. Einfach nur Freddie.

Nachdem sie das mit dem Teufel gesagt hatte, fragte sie: »Liebst du deinen Bruder?«

»Luke ist immer verdammt gemein zu mir«, antwortete ich.

Ich weiß noch, dass mein Blick dabei auf die Stufen der prächtigen Treppe aus rosa Marmor geheftet war, die wir gerade Seite an Seite hinaufgingen. Der Stein war von schwarzen Äderchen durchzogen, die wie die blauen Krampfadern auf Freddie's weißen Beinen aussahen, und ich dachte, dass die Treppe wohl langsam alt wurde, genau wie sie.

»Du sollst nicht *verdammt* sagen, Violet.«

»Du sagst selbst die ganze Zeit verdammt.« Das stimmte wirklich. »Luke ist so gemein, dass er mich mal diese verdammte Treppe runtergeschubst hat«, fügte ich hinzu. Ich war bei dem Sturz nicht gestorben, falls das seine Ab-

sicht gewesen war, aber ich hatte mir dabei zwei Zähne ausgeschlagen und eine Platzwunde an der Stirn zugezogen, die wie verrückt geblutet hatte. »Ich liebe meinen Bruder nicht, und es ist mir egal, was der Teufel davon hält, weil es nun mal die Wahrheit ist.«

Freddie warf mir einen strengen Blick zu. Ihre holländischen Augen strahlten trotz ihres Alters in ungetrübtem Blau. Diese blauen Augen hatte sie mir vererbt, genau wie ihre blonden Haare. Dann fasste sie mit ihren runzligen Händen nach meinen. »Es gibt solche und solche Wahrheiten, Violet. Und so manche verdammte Wahrheit bleibt lieber unausgesprochen, denn sonst hört sie der Teufel und kommt dich holen. Amen.«

Als junge Frau trug Freddie Pelze, feierte Partys, trank Cocktails und förderte Künstler. Sie hatte mir aus ihrer Zeit als junge Frau wilde Geschichten erzählt, in denen es um jede Menge Alkohol, Bräute, Kerle und Skandale gegangen war.

Aber dann war etwas geschehen. Etwas, worüber Freddie nie sprach. Etwas Schlimmes. Es gibt etliche Leute, die schlimme Dinge erlebt haben, aber wenn sie jammern, sich die Augen ausheulen und jedem davon erzählen, der bereit ist zuzuhören, dann ist nichts dran. Oder zumindest nicht viel. Über das, was die Menschen wirklich verletzt, woran sie beinahe zerbrechen ... sprechen sie nicht. Niemals.

Manchmal beobachtete ich Freddie dabei, wie sie etwas schrieb, spätnachts und oft so fieberhaft, dass ich hörte, wie das Papier unter ihrem Stift zerriss ... aber ich hatte

keine Ahnung, ob sie Tagebuch führte oder Briefe an Freunde verfasste.

Vielleicht war meine Großmutter deswegen so sittsam und fromm geworden, weil ihre Tochter so jung ertrunken war. Vielleicht gab es auch einen anderen Grund dafür. Was auch immer es war, Freddie suchte offenbar nach etwas, das die Leere füllen konnte, die zurückgeblieben war. Und sie fand Gott. Gott und den Teufel. Denn der eine existiert nicht ohne den anderen.

Freddie redete ständig vom Teufel, fast so, als wäre er ihr bester Freund oder eine verflossene Liebe. Doch obwohl sie so viel über ihn redete, sah ich Freddie nie beten.

Dafür betete ich.

Und zwar zu Freddie – nachdem sie gestorben war. In den vergangenen fünf Jahren hatte ich so oft zu ihr gebetet, dass daraus ein Reflex geworden war, so wie man ganz automatisch auf eine heiße Suppe pustet, wenn man den Löffel zum Mund führt. Ich erzählte Freddie in meinen Gebeten davon, dass meine Eltern nicht mehr da waren. Dass das Geld knapp wurde. Und dass ich manchmal so einsam war, dass ich das Gefühl hatte, der verdammte Wind, der vom Atlantik in mein offenes Fenster wehte, stünde mir näher als mein Bruder im Zimmer über mir.

Und ich betete wegen des Teufels zu Freddie. Ich bat sie, dafür zu sorgen, dass er nicht nach meiner Hand griff, dass sie mich vor ihm beschützte.

Aber ungeachtet all meiner Gebete fand der Teufel mich trotzdem.



Zweites Kapitel

Ich wohnte mit meinem Zwillingbruder Luke zusammen in einem großen Haus. Wir waren erst siebzehn und hätten von Rechts wegen eigentlich einen Vormund gebraucht, aber darum kümmerte sich niemand.

Unsere Eltern waren Künstler. Maler, um genau zu sein. John und Joeline Iris White. Sie liebten uns, aber noch mehr liebten sie die Kunst. Im vorigen Herbst waren sie aufgebrochen, um nach Europa zu reisen, sich in Straßencafés und alten Schlössern von der Muse küssen zu lassen ... und den letzten Rest des Familienvermögens durchzubringen. Ich hoffte, dass sie bald wieder nach Hause kommen würden, und sei es nur aus dem einzigen Grund, dass dann vielleicht noch genügend Geld übrig war, um mir ein Studium an einer guten Universität zu ermöglichen. Irgendwo an einem schönen Ort mit einem weitläufigen grünen Campus, hübschen Säulengängen, einer altehrwürdigen Bibliothek und Professoren mit Ellbogenflicken auf den Jacketts.

Aber große Chancen rechnete ich mir nicht aus.

Meine Urgroßeltern waren Industrielle gewesen, die es schon in jungen Jahren an der Ostküste zu verdammt großem Reichtum und Wohlstand gebracht hatten. Sie hatten in Eisenbahnstrecken und Fabriken investiert –

Geschäftszweige, die damals florierten. Und sie hatten ihr gesamtes Vermögen einem Großvater vererbt, den ich nie kennengelernt habe.

Freddie und mein Großvater waren zu ihrer Zeit so ziemlich die reichsten Leute in Echo gewesen. Freddie hatte mir zwar erzählt, die Glenships wären sogar noch vermögender gewesen, aber ich fand, reich war reich. Grandpa baute ein großes Haus am Rand einer steilen Klippe, an deren Fuß sich die Wellen brachen. Er überredete meine ungestüme Großmutter dazu, ihn zu heiraten, und brachte sie hierher an die tosende See, damit sie bei ihm lebte und seine Kinder gebar.

Unser Heim war zutiefst beeindruckend, würdevoll, elegant, riesig und wunderschön.

Und es war vom Wind und vom Salzwasser gezeichnet, von Efeu überwuchert und vernachlässigt wie eine alternde Ballerina, die von Weitem jung und anmutig aussieht, aber aus der Nähe entdeckt man die ergrauten Schläfen, die Fältchen um die Augen und die kleine Narbe auf der Wange.

Freddie taufte unser Haus *Citizen Kane*, nach dem alten Schwarz-Weiß-Klassiker mit seinen einzigartigen Kameraeinstellungen und dem herumstolzierenden und mit tiefer Stimme sprechenden Orson Welles. Aber ich fand den Film eher schwermütig. Deprimierend. Außerdem wurde unser Haus 1929 gebaut und *Citizen Kane* kam erst 1941 heraus, woraus man schließen kann, dass Freddie Jahre gebraucht hat, bis sie sich für einen Namen entschied. Vielleicht sah sie etwas in dem Film, das für sie

eine Bedeutung hatte. Ich weiß es nicht. Warum Freddie entschied, die Dinge so zu machen, wie sie sie machte, blieb meistens ein Geheimnis. Selbst für mich.

Freddie und mein Großvater lebten bis zu ihrem Tod in Citizen Kane. Und nachdem unsere Eltern nach Europa abgereist waren, zog ich in Freddie's ehemaliges Schlafzimmer im zweiten Stock, wo ich alles ließ, wie es war. Noch nicht einmal ihren begehbaren Kleiderschrank räumte ich aus.

Ich liebte mein neues Zimmer... den Waschtisch mit dem Spiegel, der so alt war, dass er alles verzerrt wiedergab, die niedrigen Sesselchen ohne Armlehnen, den kunstvoll gearbeiteten orientalischen Paravent. Ich liebte es, mich – einen Stapel Bücher zu meinen Füßen, die staubigen, bodenlangen Vorhänge zur Seite gezogen – in das Samtsofa zu kuscheln und durchs Fenster in den Himmel zu sehen. Wenn es dunkel war, tauchten die mit violetten Fransen gesäumten Lampenschirme alles in einen Farbton, der zwischen Flieder und Pflaume changierte.

Lukes Zimmer lag im dritten Stock. Und ich glaube, es war uns beiden ganz recht, auf unterschiedlichen Etagen zu leben.

In jenem Sommer, von dem ich erzählen will, ging Luke und mir allmählich das Geld aus, das unsere Eltern uns dagelassen hatten. Citizen Kane musste dringend neu gedeckt werden, bevor der darüber hinwegpeitschende Meereswind dem Dach vollends den Rest gab, und Luke und ich brauchten etwas zu essen. Also kam ich auf die großartige Idee, das Gästehaus zu vermieten. Ja, Citizen

Kane hatte ein Gästehaus. Es stammte noch aus der Zeit, als Freddie am Hungertuch nagende Künstler gefördert hatte. Sie blieben immer für ein paar Monate, porträtierten sie und zogen dann in die nächste Stadt, zum nächsten Mäzen, der nächsten Flasche Gin.

Ich hängte in Echo Zettel aus, auf denen ich nach einem Mieter für das Gästehaus suchte, hegte aber keine großen Hoffnungen, dass sich jemand melden würde.

Ich irrte mich.

Es war ein Tag Anfang Juni, an dem eine milde Brise wehte, als wolle der Sommer dem Frühling einen kleinen Denkkzettel verpassen. Die Luft war schwer vom salzigen Hauch des Meeres. Ich saß auf der breiten Vortreppe mit Blick auf die Straße, die an der blauen Unendlichkeit entlangführte. Das massive Eingangsportal wurde von zwei steinernen Säulen flankiert, zwischen denen die Stufen sich wie ein abstrakt gemalter Wasserfall in die Tiefe stürzten. Von ihrem Fuß aus breitete sich unser von Unkraut überwucherter, vergessener Rasen bis zu der unbefestigten Straße aus. Dahinter fiel das Gelände steil ab und endete in der donnernden Brandung.

Ich saß also dort, las Kurzgeschichten von Nathaniel Hawthorne und blickte zwischendurch zum weit entfernten, mit den Wellen verschmelzenden Horizont hinaus, als ein gepflegter Straßenkreuzer in unsere Straße bog, an Sunshines Haus vorbeifuhr und in unsere kreisförmige Einfahrt schwenkte. Es war ein Wagen aus den 50er-Jahren, ein Riesenschlitten, der mit Sicherheit Unmengen von Sprit schluckte, aber trotz seines Alters so perfekt in

Schuss war, als wäre er gerade erst vom Produktionsband gerollt. Der Lack glänzte wie die Augen eines kleinen Kindes an Weihnachten.

Der Wagen hielt und ein Junge stieg aus. Er war ungefähr in meinem Alter, weshalb ich ihn nicht als *Mann* bezeichnen kann. Also ein *Junge*. Ein Junge stieg aus und sah mich an, als hätte ich ihn gerufen.

Hatte ich aber nicht. Er kannte mich nicht. Und genauso wenig kannte ich ihn. Er war nicht besonders groß – vielleicht höchstens ein Meter fünfundsiebzig –, schlank, aber trotzdem kräftig. Er hatte dichte, leicht gewellte dunkelbraune Haare, die er seitlich gescheitelt trug, bis der Wind hineinfuhr und sie zerzauste. Mir gefiel sein Gesicht und seine gebräunte Haut, die erahnen ließ, dass er im Sommer jeden Tag draußen verbrachte. Und ich mochte seine braunen Augen.

Er sah mich an. Ich sah ihn an.

»Bist du Violet?«, fragte er und fügte, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: »Ja, die bist du wohl. Ich heiße River. River West.« Er machte eine weit ausholende Handbewegung. »Und das hier muss Citizen Kane sein.«

Er musterte unser Haus, worauf ich mich umdrehte und es ebenfalls ansah. Wenn ich an Citizen Kane dachte, dann leuchteten die steinernen Säulen immer strahlend weiß und die Rahmen der großen Fenster waren so blau lackiert wie die Eier einer Wanderdrossel, die Büsche waren gepflegt und gestutzt und in der Mitte des Springbrunnens in der Einfahrt standen anmutige nackte Statuen. Aber der Brunnen, den ich jetzt sah, war verwittert

und mit Moos bewachsen und den armen unverhüllten Mädchen fehlten insgesamt eine Nase, drei Finger und eine Brust. Das einst strahlende Blau der Fensterleisten war grau ausgebleicht und blätterte ab. Die Büsche hatten sich in ein über zwei Meter hohes Gestrüpp verwandelt.

Ich schämte mich nicht für Citizen Kane, weil es immer noch ein verdammt prächtiges Anwesen war, aber jetzt fragte ich mich, ob ich nicht vielleicht die Büsche hätte trimmen sollen. Oder die nackten Brunnenmädchen schrubben. Oder die Fensterrahmen lackieren.

»Ziemlich viel Platz hier für ein blondes, lesendes Mädchen«, sagte der Junge, nachdem wir beide eine Weile das Haus betrachtet hatten. »Bist du allein? Oder sind deine Eltern auch irgendwo in der Nähe?«

Ich klappte mein Buch zu und stand auf. »Meine Eltern sind in Europa«, entgegnete ich und sah ihn herausfordernd an. »Wo sind deine?«

Er lächelte. »Eins zu null für dich.«

Unsere Stadt war so klein, dass ich nie ein gesundes Misstrauen gegenüber Fremden entwickelt hatte. Für mich waren Fremde aufregend wie eine in Geschenkpapier verpackte Überraschung und verströmten den süßen Duft unbekannter Orte wie Parfum. Deswegen löste River West keinerlei Argwohn in mir aus ... nur eine Art nervöses Kribbeln, so wie kurz vor einem heftigen Gewitter, wenn die Luft vor Erwartung knistert.

Ich erwiderte sein Lächeln. »Ich wohne hier mit meinem Zwillingbruder Luke, aber der bleibt meistens im dritten Stock. Wenn ich Glück habe.« Mein Blick wanderte

nach oben, wo die Fenster des dritten Stocks von dem auf den Säulen ruhenden Vordach verdeckt wurden. Ich schaute wieder den Jungen an. »Woher weißt du, wie ich heiße?«

»Dein Name steht auf den Zetteln, die in der Stadt aushängen, Dummerchen«, antwortete River lächelnd. »*Gästehaus zu vermieten. Fragen Sie im Ort nach der Adresse von Citizen Kane und dort nach Violet.* Genau das hab ich gemacht und bin hierhergeschickt worden.«

Bei ihm klang »Dummerchen« nicht so wie bei Luke, der es mit zusammengekniffenen Augen und einem herablassenden Grinsen sagte. Bei River hörte es sich an wie ein ... Kosewort. Was mich irgendwie verwirrte. Ich ließ meinen Flip-Flop vom rechten Fuß gleiten und tippte mit den Zehen auf die Steinstufen, sodass mein gelber Rock um meine Knie wippte. »Dann ... willst du also das Gästehaus mieten?«

»Deswegen bin ich hier.« River stützte einen Ellbogen auf das Dach seines schimmernden Wagens. Er hatte ein weißes Hemd an und eine schwarze Leinenhose. Bisher hatte ich gedacht, solche Hosen würden nur von stoppelbärtigen Spaniern in europäischen Filmen, die am Meer spielen, getragen. Jemand anderes hätte in dieser Kleidung vielleicht merkwürdig ausgesehen. Ihm stand sie.

»Okay. Aber die erste Monatsmiete hätte ich gern in bar.«

Er nickte, griff in seine Gesäßtasche, zog ein Lederportemonnaie heraus und klappte es auf. Ein dickes Bündel grüner Scheine quoll daraus hervor. So dick, dass er

das Portemonnaie, nachdem er das Geld abgezählt hatte, kaum wieder zubekam. Dann ging er auf mich zu, griff nach meiner Hand und drückte fünfhundert Dollar hinein.

»Willst du dir das Gästehaus nicht erst mal anschauen?«, fragte ich, ohne den Blick von den grünen Scheinen zu nehmen, und schloss fest die Finger darum.

»Nein.«

Ich grinste. River West grinste zurück, und mir fiel auf, dass seine Nase gerade, sein Mund dagegen geschwungen war. Das gefiel mir. Ich beobachtete, wie er mit dem geschmeidigen Gang eines Panthers – ja, eines Panthers – zum Kofferraum seines Wagens ging und zwei altmodische Koffer mit glänzenden Messingverschlüssen herausholte, die mit Ledergurten gesichert waren. Ich schlüpfte wieder in meinen rechten Flip-Flop, kam die Treppe hinunter und lief den schmalen, von Hecken gesäumten Pfad voraus, der an den von Efeu umrankten Fenstern entlang zum rückwärtigen Teil von Citizen Kane führte.

Nur einmal warf ich kurz einen Blick über die Schulter und sah, dass River mir unaufgefordert folgte.

Ich führte ihn am Atelier meiner Eltern, das in einem alten Schuppen untergebracht war, am verfallenen Tennisplatz und am alten Gewächshaus vorbei. Jedes Mal, wenn ich hier entlangging, hatte ich den Eindruck, dass das Anwesen noch heruntergekommen aussah als vorher. Alles war den Bach hinuntergegangen, seit Freddie gestorben war, und das lag nicht nur am fehlenden Geld. Irgendwie hatte Freddie es auch ohne Geld geschafft, das

Haus in Schuss zu halten. Sie war unermüdlich gewesen, hatte sich beigebracht, wie man Klempnerarbeiten durchführte und schreinerte, um selbst alle Reparaturen erledigen zu können, und hatte täglich Staub gewischt und sauber gemacht. Wir waren da anders. Wir machten gar nichts. Außer zu malen. Auf Leinwände, wohlgemerkt, nicht auf Zäune oder Fensterrahmen.

Dad hatte immer gesagt, Zäune streichen sei nur etwas für Tom Sawyer und andere ungewaschene Waisenkinder. Vielleicht war das nur ein Witz gewesen. Aber wahrscheinlich eher nicht.

Aus den Rissen im rötlichen Belag des Tennisplatzes sprossen hellgrüne Grashalme und das Netz lag zusammengeknäult auf dem Boden und war mit altem Laub bedeckt. Wann hatte hier zuletzt jemand Tennis gespielt? Ich konnte mich nicht erinnern. Das Dach des Gewächshauses war eingestürzt – niemand hatte sich die Mühe gemacht, die Scherben zusammenzufügen –, und an den Holzstreben rankten sich exotische Gewächse empor und reckten sich leuchtend blau, grün und weiß blühend dem Himmel entgegen. Früher war ich gern zum Lesen hierhergekommen. Ich hatte rund um das Haus so einige geheime Lesecken, die auch meine Lieblingsplätze zum Malen gewesen waren, bevor ich damit aufhörte.

Vor dem Gästehaus blieben wir stehen. Das rote Backsteingebäude, das genau wie alles Übrige von Efeu überwuchert war, hatte zwei Räume, fließendes Wasser und Strom (wobei es mit dem Strom manchmal Probleme gab)

und stand in einem spitzen rechten Winkel zum Hauptgebäude. Wenn man sich das Meer unter der Klippe als Mund vorstellt, dann war Citizen Kane die große weiße Nase zwischen dem Gästehaus als rechtem und den wild wuchernden Sträuchern als linkem Auge. Der Tennisplatz und das Gewächshaus saßen wie zwei Muttermale auf der rechten Wange.

Wir gingen hinein und schauten uns um. Es war ziemlich verstaubt, aber auch gemütlich und irgendwie romantisch. In der offenen Küche stand in gelben Hängeschränken angeschlagenes Geschirr und auf den Art-déco-Polstermöbeln lagen Patchworkdecken vom Flohmarkt. Telefon gab es nicht.

In Citizen Kane hatten wir zwar eines, aber da Luke und ich schon seit Monaten die Rechnungen nicht mehr bezahlen konnten, nützte es uns nichts. Deswegen hatte ich auf die Zettel, die ich aufgehängt hatte, um einen Mieter zu suchen, auch keine Nummer geschrieben.

Ich konnte mich nicht daran erinnern, wer zuletzt hier zu Gast gewesen war. Vermutlich irgendwelche Künstlerfreunde meiner Eltern. Auf dem Fensterbrett lagen vertrocknete Farbtuben herum und im Spülbecken standen Pinsel, die zwar ausgewaschen, dann aber vergessen worden waren. Außerdem roch es leicht nach Terpentin – ein Geruch, den ich als tröstlich und zugleich als aufdringlich empfand.

Im Vorbeigehen nahm ich die Pinsel aus der Spüle, um sie wegzuworfen, aber die Borsten in meiner Handfläche fühlten sich feucht an. Also waren sie doch nicht von

Gästen hier vergessen, sondern erst kürzlich noch benutzt worden.

Ich spürte, wie River mich beobachtete. Er sagte nichts. Ich stellte die Pinsel wieder ins Spülbecken zurück, ging ins Schlafzimmer vor und trat einen Schritt zur Seite, damit River seine Koffer auf das Bett wuchten konnte. Ich hatte diesen Raum mit den gelb-weiß gestreiften Vorhängen und den rot gestrichenen Wänden, die mittlerweile rosa verblichen waren, immer gemocht. River sah sich um und nahm mit seinen flinken braunen Augen alles in sich auf. Er ging zur Kommode, zog die oberste Schublade auf, warf einen Blick hinein und machte sie wieder zu. Dann schob er die Vorhänge zur Seite und öffnete die beiden zum Meer hin liegenden Fenster.

Frische salzige Luft strömte in den Raum und ich atmete tief ein. Genau wie River übrigens, dessen Brust sich dabei weitete, sodass ich sehen konnte, wie sich seine Rippen am Stoff seines Hemds abzeichneten.

Obwohl das Gästehaus ein Stück weiter vom Meer entfernt lag als Citizen Kane, konnte man noch einen breiten Streifen sattes Blau durchs Fenster sehen. Ich entdeckte in der Ferne ein großes Schiff und fragte mich, woher es wohl kam und wohin es wollte. Normalerweise wünschte ich mir beim Anblick von Schiffen immer, ich stünde selbst an Deck und würde an einen kalten, exotischen Ort reisen. Aber heute wurde ich ausnahmsweise nicht von Fernweh gepackt.

River ging zum Bett und streckte sich, um das schwarze Kruzifix abzunehmen, das über dem Kopfende hing. Er

trug es zur Kommode, zog erneut die oberste Schublade auf, legte es hinein und drückte die Schublade mit der Hüfte zu.

»Citizen Kane ist von meinem Großvater gebaut worden«, erzählte ich. »Aber das Gästehaus hier hat meine Großmutter Freddie geplant und eingerichtet. Sie ist im Laufe der Zeit sehr gläubig geworden.« Mein Blick war auf die Wand geheftet, wo man einen Abdruck des Kreuzes sah, weil die Sonne die Farbe an der Stelle nicht ausgebleicht hatte. »Wahrscheinlich hing es schon seit Jahrzehnten dort. Bist du Atheist? Hast du es deswegen abgehängt? Ich bin bloß neugierig. Infolgedessen dachte ich, ich frage dich einfach.«

Ich zuckte zusammen. *Infolgedessen?* Dass ich mehr Zeit mit meinen Büchern verbrachte als mit echten Menschen, wirkte sich offenbar allmählich auf meinen Sprachgebrauch aus.

River schien es nicht zu bemerken. Das heißt, vielleicht bemerkte er es, aber da er alles an mir und dem Zimmer in sich aufzunehmen schien, wusste ich nicht, ob er meine Wortwahl im Besonderen bemerkt hatte.

»Nein, ich bin kein Atheist. Ich schlafe nur nicht gern mit einem Kreuz über dem Kopf.« Er sah mich wieder an. »Wie alt bist du eigentlich? Siebzehn?«

»Gut geschätzt«, antwortete ich. »Mein Bruder behauptet immer, ich würde noch wie zwölf aussehen.«

»Dann sind wir gleich alt.« Pause. »Meine Eltern sind für ein paar Wochen in Südamerika. Sie sind Archäologen. Eigentlich soll ich so lange hier bei meinem Onkel in

Echo wohnen, aber ich hatte keine Lust, bei ihm zu bleiben. Dann hab ich deinen Zettel gesehen und – voilà – hier bin ich. Irgendwie seltsam, dass wir beide Eltern haben, die sich aus dem Staub gemacht und uns allein gelassen haben, findest du nicht?»

Ich nickte. Ich hätte ihn gern gefragt, wer sein Onkel war, wo er sonst wohnte und wie lange er vorhatte, in unserem Gästehaus zu bleiben. Aber er sah mich auf eine Art an, dass ich kein Wort über die Lippen brachte.

»Wo ist dein Bruder?« River fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare. Ich starrte ihn und seine zerzausten Haare so lange an, bis er es merkte und ich verlegen den Blick abwandte.

»Unten in der Stadt. Du lernst ihn später bestimmt noch kennen. Aber ich würde mir davon nicht zu viel versprechen. Er ist nicht so nett wie ich.« Luke war nach dem Frühstück nach Echo hinuntergegangen, um seiner neuesten Eroberung nachzustellen und zu versuchen, sie am helllichten Tag in dem Café zu begrapschen, in dem sie arbeitete.

Ich zeigte aus dem Fenster. »Da hinten bei den Apfelbäumen führt ein Weg an dem stillgelegten Bahntunnel vorbei direkt zur Hauptstraße. Ich meine nur ... falls du mal zu Fuß in die Stadt willst. Zum Einkaufen oder so. Du kannst natürlich auch deinen Wagen nehmen, aber es ist ein netter Spazier...«

Ich begann rückwärts aus dem Schlafzimmer zu gehen, ohne den Satz beenden. Plötzlich kam ich mir blöd vor, weil ich so viel redete. Und wenn ich mir blöd vorkam,

wurde ich rot. Und ich war mir sicher, dass es diesem aufmerksamen Jungen sofort auffallen würde, wenn meine Wangen sich rot färbten, und dass er auch den Grund dafür ahnen würde.

»Ach so, die Haustür hat übrigens kein Schloss«, fuhr ich hektisch fort, als ich in das rettende Halbdunkel der Diele trat und meine kühlen Hände ans Gesicht hob. »Du kannst dir eines im Baumarkt besorgen, wenn du möchtest, aber hier ist noch nie etwas geklaut worden.« Ich hielt kurz inne. »Jedenfalls bis jetzt nicht.«

Ohne seine Reaktion abzuwarten, verließ ich das Gästehaus, lief am eingestürzten Gewächshaus und am Tennisplatz vorbei, umrundete Citizen Kane, rannte die Einfahrt hinunter und bog dann auf die enge Schotterstraße ein, die zu dem einzigen anderen Haus in unserer Straße führte: dem von Sunshine.

Ich brauchte jemanden, dem ich erzählen konnte, dass ein Junge in unser Gästehaus gezogen war, der sich wie ein Panther bewegte.



Drittes Kapitel

Sunshine Black hatte weiche hellbraune Haare, die ihr bis zur Taille reichten, und Grübchen in ihren Ellbogen und Knien wie ein wohlgenährtes Baby.

Sie saß auf der Veranda in ihrer Hollywoodschaukel, ließ ein Bein über die Armlehne baumeln, hielt ein Glas Eistee in der Hand und starrte Löcher in die Luft. Wir waren gleich alt und nicht unbedingt das, was man Freundinnen nennt, aber da wir außer uns keine anderen Nachbarn hatten, vermute ich mal, dass wir letztlich doch irgendwie Freundinnen waren.

Als ich die schiefen Holzstufen (Sunshines Vater hatte das Haus selbst gebaut) hochstieg, sah sie mir entgegen und nahm das Bein von der Lehne, damit ich mich neben sie setzen konnte.

»Hey, Violet. Was gibt's?«

»Ich habe Neuigkeiten.«

Über uns stieß eine Krähe einen heiseren Schrei aus, und ich atmete den würzigen Duft der Kiefern ein, den man bei Sunshine stärker riechen konnte als bei uns, weil das kleine Haus weiter vom Meer entfernt inmitten der Bäume stand. Zu beiden Seiten der Veranda rankten sich Tomatenstauden, die ebenfalls ihr zart nach Erde duftendes Aroma verströmten, und ich atmete noch einmal tief ein.

»Ach ja? Wo steckt Luke? Was macht er heute?«

»Der gräbt bestimmt wieder Maddy an. Er weiß genau, wie widerlich ich es von ihm finde, dass er sich an sie ran-gemacht hat, und sie ist so dämlich, sich auch noch auf ihn einzulassen. Dabei tut er das nur, um mich zu ärgern. Ich habe nämlich irgendwann einmal zu ihm gesagt, wie süß ich sie finde, weil sie so etwas Unschuldiges an sich hat, ein bisschen wie eine Prinzessin aus einem Märchen, worauf er sofort beschlossen hat, sie sich zu krallen. Und du weißt ja selbst, was für einen schlechten Einfluss er auf andere Leute hat. Jetzt ist es mit ihrer süßen Unschuld natürlich vorbei. Aber genug von Luke. Ich muss dir was erzählen.«

Sunshine zog mäßig interessiert eine Braue hoch.

»Ich habe einen Mieter fürs Gästehaus gefunden«, verkündete ich. »Und er ist sogar schon eingezogen.«

Sunshines braune Augen weiteten sich leicht. Sie betrachtete immer alles durch halb geschlossene Lider wie Marilyn Monroe, was sie verführerisch wirken ließ. Wahrscheinlich brachte dieser Blick Jungs dazu, sich vorzustellen, wie sie wohl aussehen würde, nachdem sie sie geküsst hatten. Meine eigenen Augen waren offen und groß und ich hatte – laut Luke – einen stechenden, besserwisserischen Blick. Ich glaube, damit meinte er, dass ich einen durchdringenden Blick hatte, was vielleicht dasselbe ist, sich aber tausendmal besser anhört.

»Was ist es für ein Kerl? Ein alter Lustgreis? Ein Perversling? Ein Serienkiller? Oder ein Vergewaltiger, der sich nachts in dein Zimmer schleicht? Ich hab dir gleich ge-

sagt: Lass die Finger davon und hol dir nicht irgendeinen Fremden ins Haus. Warum suchst du dir nicht einfach einen Job, wenn ihr Geld braucht?«

Ich nahm ihr den Eistee aus der Hand und trank einen Schluck. »Ich kann mir keinen Job suchen. Wenn man von altem Geldadel abstammt, muss man sein Vermögen durchbringen und sich dann in der Gosse zu Tode saufen. Einer Arbeit nachzugehen ist für unsereins tabu. Außerdem ist der Typ weder ein alter Lustgreis noch ein Serienkiller. Er ist so alt wie wir. Seine Eltern haben sich aus dem Staub gemacht, genau wie meine. Und jetzt ist er hier in Echo gelandet. Er sollte eigentlich bei seinem Onkel wohnen, hat aber keine Lust dazu. Stattdessen ist er in unser Gästehaus gezogen.«

Sunshine legte einen Arm auf ihrem milchweißen Knie ab. »Tja, scheint, als wären unsere Sommerferien gerade um ein paar Grade interessanter geworden. Wie sieht er aus?«

»Er sieht ... nicht übel aus. Ich glaube, er kommt aus gutem Hause, jedenfalls scheint er Geld zu haben und wirkt ziemlich kultiviert. Und er hat ein hübsches Lächeln. Irgendwie schief, wenn du weißt, was ich meine.«

Sunshine grinste. »Und wie heißt er?«

»River West.«

»Hört sich erfunden an.«

»Das sagt die Richtige – Sunshine Black.« Ich trank ihren Eistee aus und stellte das Glas auf den Boden. »Vielleicht hat er ihn sich ausgedacht. Ich habe ihn nicht nach seinem Ausweis gefragt.«

Sunshine schüttelte den Kopf. »Das war nicht besonders klug von dir, Violet. Gott, du bist so naiv. Wir müssen irgendwie an seinen Führerschein rankommen und ihn überprüfen. Überlass das mir. Hat Luke noch etwas von dem Wildkirschwein übrig, den er letzten Herbst gebraut hat?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Ich glaube schon. Im Keller müssten noch zwei Flaschen stehen.«

»Gut. Wir machen ihn betrunken und dann lasse ich mich im Gebüsch hinter eurem Haus von ihm küssen und klaue ihm währenddessen sein Portemonnaie.«

»Ich könnte ihn auch einfach bitten, mir seinen Ausweis zu zeigen.« Mir gefiel die Vorstellung nicht, dass Sunshine River küsste. Oder irgendetwas anderes mit ihm anstellte. Allein der Gedanke daran, die beiden könnten sich den ganzen Sommer über schwitzend und stöhnend in unserem Gästehaus verkriechen, erfüllte mich mit Grausen. River gehörte mir. Schließlich hatte ich ihn zuerst gesehen. Und er machte auf mich nicht den Eindruck, als wäre er einer dieser Jungs, die von selbst gebrautem Wein so betrunken wurden, dass sie anschließend versuchten, Sunshine zu küssen.

Sunshine lachte. »Das wäre aber nicht so lustig. Jetzt zieh nicht so ein Gesicht, Violet.«

»Tu ich gar nicht«, behauptete ich, wusste aber sehr wohl, dass ich eins zog.

Ich hörte Schritte auf dem Kies und schaute auf.

Luke. Er kam die dunkle, von Bäumen überschattete Einfahrt auf uns zugeschlendert. Die Jeans hing ihm zu

tief auf den schmalen Hüften und das T-Shirt schmiegte sich zu eng an seine muskulöse Brust, und ich war mir sicher, dass die arme Maddy bei seinem Anblick zerfloss. Genau wie Sunshine.

Luke hatte die haselnussbraunen Augen unserer Mutter, war ansonsten mit seinen kastanienbraunen Haaren, der hohen Stirn und dem markanten Gesicht aber das Abziehbild unseres Vaters.

Über uns stieß die Krähe wieder ihr heiseres Krächzen aus und vom Meer wehte ein kräftiger Wind heran, fuhr in die Kiefern und ließ ihre grünen Nadeln erzittern. Das Geräusch, das dabei entstand, machte mir immer eine Gänsehaut, aber auf eine gute Art. Es war das gleiche Geräusch, das eine verwaiste Gouvernante in einem Roman hörte, bevor eine Wahnsinnige ihr Himmelbett abfackelte.

»Hey, Sunshine. Hey, Schwester.«

Luke grinste Sunshine an, schüttelte sich die Haare aus der Stirn und versuchte wie ein verwegener Herzensbrecher auszusehen. Mit sehr mäßigem Erfolg, wie ich fand. Aber Sunshine war da anscheinend anderer Meinung. Sie senkte die Lider auf Halbmast und schwang ihre langen Haare über eine Schulter nach vorn, wie sie es immer machte, wenn sie sexy aussehen wollte.

»Hi, Luke. Wie geht's Maddy?« Sunshine rückte näher an mich heran, damit Luke sich neben sie setzen konnte.

»Maddy riecht nach Kaffee. Aber das ist gut, weil ich Kaffee mag. Wieso gehst du nicht nach Hause und machst mir einen, Violet?«

»Halt die Klappe, Luke. Wenn hier jemand für jeman-

den Kaffee machen sollte, dann du für mich. Ich habe uns nämlich gerade genügend Geld organisiert, um einkaufen gehen zu können und die Telefonrechnung zu bezahlen.« Ich legte eine Kunstpause ein. »Meine Zettelaktion war ein voller Erfolg. Wir haben einen Mieter für das Gästehaus.«

»Was? Diese dämliche Idee hat tatsächlich funktioniert?« Luke hob eine Hand und ließ sie wie beiläufig auf Sunshines Schenkel fallen.

Sunshine lächelte.

Ich schob seine Hand weg.

Wäre Sunshine ein Junge, wären sie und mein Bruder die besten Freunde gewesen. Aber Luke hätte niemals mit einem Mädchen nur befreundet sein können, egal wie gut er sich mit ihr verstand. Und die beiden verstanden sich bestens, besonders wenn es darum ging, mich in der Schule mit den zudringlichsten Jungs in den Wandschrank zu sperren oder das Buch, das ich gerade las, mit einer Lupe heimlich in Brand zu setzen.

Als Sunshine hergezogen war und sie und Luke sich kennengelernt hatten, waren sie sofort Verbündete geworden. Davor hatte sie in Texas, in Oregon und in Montana gewohnt ... überall dort, wo ihre Eltern eine Stelle als Bibliothekare gefunden hatten. Nach Freddie's Tod vor fünf Jahren waren meine Eltern so pleite gewesen, dass sie sich entschlossen hatten, zweieinhalb Hektar unseres bewaldeten Grundbesitzes zu verkaufen. Weil Sunshines Vater hier aufgewachsen war, erfuhr er von dem Angebot, kaufte das Land, baute darauf das kleine Haus, zog mit

seiner Familie nach Echo zurück und übernahm mit seiner Frau die Stadtbücherei.

Sunshine drückte sich noch enger an Luke, worauf er wieder seine Hand auf ihren Schenkel legte, diesmal etwas höher.

»Hört auf damit. Großer Gott. Ich sitze direkt neben euch.«

Luke lachte. »Dann schau nicht hin. Und jetzt erzähl endlich, wer sich in unser Gästehaus eingemietet hat. Mann? Frau? Hast du die Miete im Voraus kassiert? Wo ist das Geld?«

»Ja, er hat mir die Miete im Voraus gegeben, und nein, du wirst das Geld nicht in die Finger bekommen. Ich brauche es, um nachher Lebensmittel zu kaufen.«

»Er heißt River West«, erzählte Sunshine. »Und Violet hat beschlossen, sich unsterblich in ihn zu verlieben.«

»Stimmt überhaupt nicht«, sagte ich und sah sie mit meinem stechenden, wissenden Blick an.

Dabei war es wahr und wir wussten es beide.



Viertes Kapitel

Zu dritt gingen wir den verwilderten Pfad nach Citizen Kane zurück und passten dabei auf, dass die Zweige uns nicht die Arme und Beine zerkratzten.

Sunshine hatte vorgeschlagen, zusammen einkaufen zu gehen und River zu fragen, ob er Lust hatte, mitzukommen. Also klopfte ich an die Tür des Gästehauses und trat ein, als er »Herein« rief. Er stand in der Küche und seine Hände steckten tief in Spülwasser.

»Dachte, ich mache ein bisschen sauber. Das Geschirr war ziemlich eingestaubt.« Er sah meinen Bruder an. »Du musst Luke sein.« River nahm die Hände aus dem Wasser und zog ein weißes, mit einem lächelnden Lamm besticktes Geschirrtuch aus einer Schublade.

Ich beobachtete, wie er sich damit die Hände abtrocknete, und musste plötzlich daran denken, dass dieses Tuch vermutlich schon uralt war, genauso alt wie der Rest des Gästehauses, und dass die Finger, die das rot lächelnde Maul auf das Schaf gestickt hatten, längst als bleiche Knochen in der Erde lagen.

Die Toten sind mitten unter uns, hatte Freddie immer gesagt. Also hab keine Angst vor dem Tod, Violet. Denn wenn du keine Angst vor dem Tod hast, hast du keine Angst davor, zu sterben. Und wenn du keine Angst vor dem Ster-



April Genevieve Tucholke

Fürchte nicht das tiefe blaue Meer

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 384 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-570-30884-4

c**bt**

Erscheinungstermin: September 2013

Ein Mystery-Thriller mit Sogwirkung ...

In Violet Whites verschlafenen Küstenort ist nicht viel los – bis River West in Violets Gästehaus einzieht. Plötzlich wird ein Phantom gesichtet, Kinder verschwinden und ein Mann bringt sich um. Hat River damit zu tun? Er weicht jeder Frage über seine Vergangenheit aus. Violets Großmutter hat sie vor dem Teufel gewarnt – aber dass er ein Junge sein könnte, der viel Kaffee trinkt, gerne in der Sonne schläft und Violet auf dem Friedhof so küsst, dass man zurückküssen möchte – das hat sie nicht gesagt. Während der Horror eskaliert, verliebt sich Violet so heftig, dass sie River nicht mehr widerstehen kann – und genau das ist seine Absicht ...

 [Der Titel im Katalog](#)